

Lebensjahr alt, Student an der Oglethorpe-Universität in Atlanta und erwartet in zwei Jahren die freie Verfügung über das Millionenvermögen seines verstorbenen Vaters.

„Warum haben Sie den Verkäufer erschossen?“ wird er gefragt. „Das Geld kann doch nicht die Veranlassung zu Ihrer Tat gewesen sein, denn jede Summe stand zu Ihrer Verfügung.“ — „Aus Langeweile und um des Späzes willen.“

Nun steht dieser Student und Mörder vor den Geschworenen von Atlanta. Interesselos, als ginge ihn die Verhandlung nichts an. Nichts scheint diesen sorgfältig gekleideten, intelligent aussehenden Durchschnittsamerikaner der oberen Gesellschaftsklassen zu erregen. Weder das Schluchzen seiner Mutter und seiner Schwester, noch die Tränen der jungen Witwe seines Opfers. Der väterliche Reichtum ist ihm zum Verhängnis geworden. Jeder Wunsch wurde ihm erfüllt. Er war überfüllt, und das Leben mußte deshalb für ihn allen Reiz verlieren. Nur etwas Außergewöhnliches, jene nächtliche Schießerei nach den Bogenlampen oder der Raubüberfall, der Wido, konnte ihn der Langeweile entreißen, ihm einmal etwas Neues bieten.

Jedermann im Saal ist der Ansicht, daß dieser abgestumpfte Mensch auch den elektrischen Stuhl mit der gleichen Ruhe besteigen und dem Tode nicht mit Angst, sondern höchstens mit Neugier entgegen sehen würde.

Die Verteidigung weiß, daß es nur zwei Urteile geben kann. Entweder „schuldig“, und das bedeutet für Harsh den Tod, oder „schuldlos“, unter Billigung mildernden Umstände, daß heißt lebenslängliches Zuchthaus oder Irrenhaus. Die Verteidigung, die Mutter, die Schwester und das ganze Vermögen der Familie Harsh kämpfen um diese mildernden Umstände. Psychopathen, Neurologen, Psychoanalytiker, im ganzen zehn Irrenärzte führt die Verteidigung ins Gefecht. Alle wollen Harsh eingehend untersucht und Anormales an ihm festgestellt haben. Der eine erklärt den jungen Mann für einen notorischen Trinker, der andere ist der Ansicht, Harsh' höfliche Umgangsformen bewiesen, daß er zwei Jahrhunderte zu spät geboren wurde und deshalb im Jahre 1929 als anormal bezeichnet werden müsse. Ein anderer beschränkt sich darauf, für sein Opfer nicht geringes Honorar zu erklären, jeder Mensch der trinke, sei unzurechnungsfähig, und setzt sich dadurch nur der Lächerlichkeit aus. Röntgenaufnahmen sollen beweisen, daß irgend eine Drüse im Organismus des jungen Menschen verkümmert ist und deshalb alle Schuld an seinem Geisteszustand trägt. Jeder Knochen an seinem Körper hat nach Ansicht dieser Sachverständigen etwas Ungewöhnliches an sich. Wenn man ihren Gutachten glauben will, so ist Harsh ein vollständiger Idiot.

Seine Haltung und sein Gesichtsausdruck sind aber alles andere als idiotisch. Dieser Meinung sind auch die vom Staatsanwalt vorgeführten Reuen: „Harsh ist vollkommen normal.“

Sogar intelligenter als der Durchschnittsamerikaner. Möglich hält der öffentliche Ankläger ein Manuskript in der Hand: „Eine literarische Abhandlung des Studenten Harsh von der Oglethorpe-Universität. Bitte, meine Herren Geschworenen, urteilen Sie selbst, ob der Mensch, der dieses hier geschrieben hat, der Idiot ist, zu dem ihn die Verteidigung stempeln möchte.“ Und der Staatsanwalt verliest eine Arbeit, die nicht nur stilistisch, sondern auch inhaltlich ihrem Verfasser alle Ehre macht.

Die Gutachten der zehn von der Verteidigung herangezogenen Sachverständigen fallen angesichts dieses Beweises eines scharfen Verstandes in sich zusammen wie die Kartenhäuser. Jeder im Saal weiß: diese Arbeit, auf die Harsh uns noch mehr seine Mutter einst stolz waren, wird sein Todesurteil bedeuten.

Die Aussagen einiger anderer vom Staatsanwalt gerufener Zeugen dienen nur zur Bestätigung dieser Ansicht, daß Harsh für seine Tat voll und ganz verantwortlich zu machen ist. Die Verteidigung sieht, daß sie einen fast aussichtslosen Kampf führt. Sie wirft ihr sorgfältig vorbereitetes Maidoneer über den Haufen und stellt sich auf den Boden der Wirklichkeit: „Sprechen Sie nicht das einfache „Schuldig“, meine Herren Geschworenen, verurteilen Sie ihn nicht zum Tode, denn das Ende würde für diesen Burlesken keine Strafe sein. Steden Sie ihn auf Lebenszeit ins Zuchthaus, legen Sie ihm Ketten an Hände und Füße, lassen Sie ihn seine Tat wirklich büßen und stellen Sie der ganzen amerikanischen Jugend ein abschreckendes Beispiel vor Augen. Ich schwöre Ihnen im Namen der Familie Harsh, daß nie ein Versuch unternommen werden soll, um den Verurteilten seiner lebenslänglichen Zuchthausstrafe zu entziehen.“

Der Mörder sitzt noch immer mit gleichgültiger Miene in seinem Stuhl, als ginge ihn alles nichts an. Und neben ihm, seinen Arm in ihrem, die Mutter, die ihn lieber sein ganzes Leben lang im Zuchthaus und in Ketten wissen möchte, als daß ihr Kind zum Tode verurteilt würde.

Die Geschworenen sind von der vollständigen Zurechnungsfähigkeit des Mörders überzeugt: „Schuldig“. Und das Gericht spricht das Todesurteil aus. Die Mutter schreit vor Entsetzen auf, die Schwester wird ohnmächtig aus dem Saal getragen. Harsh bewegt keine Miene und läßt sich ruhig abführen. Am 15. März 1929 wird er auf dem elektrischen Stuhl sitzen und endlich etwas „erleben“, endlich von seiner Langeweile befreit werden.

Sein Fall ist nur eine kleine Illustration zur vielgerühmten amerikanischen „Prosperität“, zu jenem gegen alles Leid und gegen alle Freuden abstumpfenden Reichtum, mit dem ein Teil der amerikanischen Jugend nichts zu beginnen weiß.

Friedlands Sterne.

Skizze von Walther Polter.

Drei belebte Männer saßen beisammen und politisierten. Einer unkte. Der andere schwankte hin und her. Der dritte war ein echter Optimist und rief: „Nur kaltes Blut! Es wird wieder alles gut werden.“

Nacht muß es sein, wenn Friedlands Sterne leuchten.“

„Bitte!“ sagte da der zweite schnell. „Es heißt „glänzen“.“

„Nein!“ sprach der erste eifrig dazwischen, „... „funkeln“ heißt es.“

„Leuchten!“

„Glänzen!“

„Funkeln.“

Erhielt betrachteten sich die drei und jeder fügte gekränkt hinzu: „Das weiß ich ja doch! Ich bitte: Wallenstein und Schiller! Lächerlich!“

In solchen Augenblicken wetten Deutsche.

Also wetteilen sie.

Jeder bestellte sich sofort noch eine Flasche, so sicher war er seines Erfolges. Man wird doch seine Klassiker kennen und man zitiert doch niemals, wenn man dessen nicht ganz sicher ist.

Der Streit nahm schon das Interesse des ganzen Lokals in Anspruch. Es bildeten sich Parteien, die teils „leuchteten“, teils „glänzten“, teils „funkelten“.

Aber immer stürmischer erhob sich der Ruf: „Schiller her! Heraus mit Wallenstein!“

Doch niemand hatte zufällig „Wallenstein“ bei sich. Niemand wohnte in der Nähe. Die Läden waren schon geschlossen. Der Wirt bekannte mit einiger Verlegenheit, daß seine

Bibliothek bloß aus dem Adreßbuch und einer Schnadahüpfelsammlung bestehe.

Da rettete die Köchin die Sachlage. Sie war eine rundliche Jungfrau Mitte der Vierzig und kam, als sie den Gegenstand des Kampfes erfuhr, mit geröteten Wangen und „leuchtenden“ oder „glänzenden“ oder „funkelnden“ Augen aus der Küche herbei. Denn sie hatte einen sehr poetischen Bräutigam, der seines Berufes Feiseur, im Nebenamt aber jugendlicher Held und Liebhaber im dramatischen Verein „Der Schinderhannes“ war.

Von ihm hatte sie zu ihrem Geburtstag, dessen Zahl sie in der Aufregung verschwiegen, Schillers Werke in einem Band erhalten, den sie nun schön gebunden und frohen Angesichts herbeibrachte.

Man wählte einen Unparteiischen in der Person eines als Gast anwesenden Kriminalbeamten, der wegen seiner besonderen Findigkeit mit dem Amte des Schiedsrichters betraut wurde. — Er suchte längere Zeit.

„Halt!“ rief er endlich. „Da.“

„Leuchten?“

„Glänzen?“

„Funkeln?“

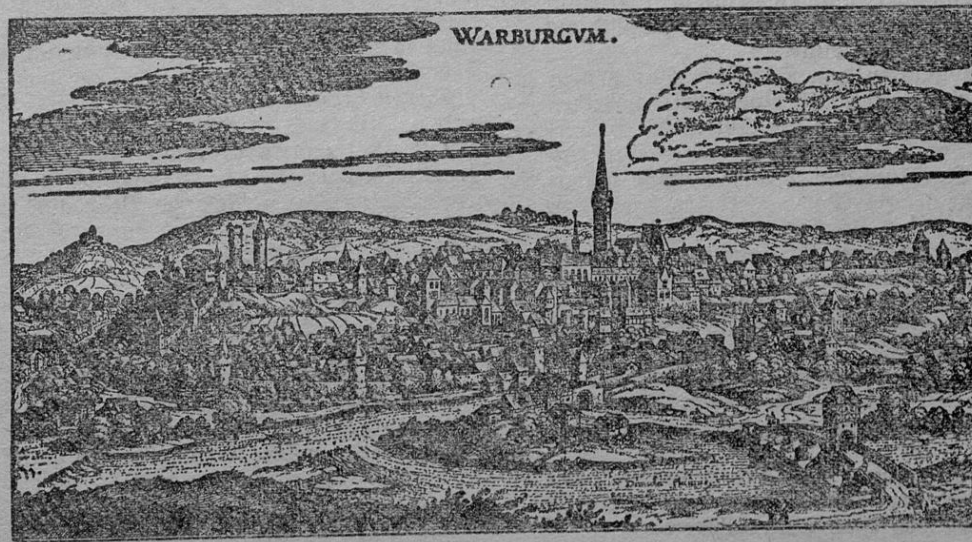
So fragten die drei Wettenden und reckten die Häfte.

Er aber erhob die Stimme und las: „Nacht muß es sein, wenn Friedlands Sterne strahlen.“

Totenstille folgte. Viele schämten sich. Die Wetter hatten insgesamt verloren und berechneten zerknirscht ihre Rechen. Im Hintergrund aber sprach eine dunkle Stimme: „So war es immer und allezeit: Wenn Drei einen Dichter zitieren, kennt ihn der Vierte.“

Warburger Warte

Beilage
zum
Warburger
Kreisblatt
Erscheint
zweimal
wöchentlich
Druck u. Verlag
des
Warburger
Kreisblattes



Geeignete
Beiträge
willkommen.
Nachdruck
der
Originalbeiträge
verboten.
Schriftleiter:
Paul Quide
Warburg.

Nr. 18 2. März 1929 4. Jahrgang

König Olafs Lied

ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

IRREBERECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU SA

(27. Fortsetzung.)

„Ich wünsche Ihnen das Beste, Herr von Siechem. Das Schicksal steht wunderliche Kurven.“

„Ich hoffe recht!“ sagte der Reichsgraf. „Ich hoffe, und das danke ich Ihnen. Wenn ich nur wüßte, wie ich meine Schuld abtragen könnte?“

„Sie haben keine Schuld an mich. Lieben Sie Renate, sie ist im Grunde Ihres Herzens gewiß gut, und wenn sich in Ihrer Familie einmal ein kleines liebes Kerlchen einstellt, dann... Herr von Siechem, dann möchte ich Taufpate sein.“ „Ja! Das sollen Sie, Herr Heyden!“ sagte der Reichsgraf mit strahlenden Augen.

16.

Als Heyden in Uelzen ausstieg, empfing ihn der alte Hanus. Er hatte eine so bittere Miene aufgesetzt, daß Heyden erschraf.

„Tag och, Herr Heyden!“

„Guten Tag, Hanus! Sie holen mich ab? Was gibt es denn?“

„De Mutter Roland'n is' krank geworden, Herr Heyden.“

„Wie ist das möglich? Vorgefarn, als ich verreiste, war sie so wohl und munter.“

Der Schäfer nickte und fuhr fort: „Das is woll wahr! Da hat sich gestern wat Schlimmes ereignet. Ich will's Ihnen erzählen, damit Sie es gleich wissen. Sie dürfen keine Angst haben um Elschen. Nee, nee, das Goldkind is fix und munter.“

Heyden zog den Schäfer in das Bahnrestaurat und bestellte zwei straffe Grog. „Erzählen Sie, Hanus. Was ist geschehen?“

„De Mutter Roland'n hat wieder gutgefragt, und jetzt, wo der Jan Willem, dat is ihr Stiefneffe, der verfluchte Kerl, dat Geld nich hat, da soll Mutter Roland den ganzen Kram bezahlen. Sagen Sie, Herr Heyden, is denn dat möglich, daß ein Mensch für seine Gutmütigkeit so bestraft wird? Dat will mir nich in Kopp!“

„Um wieviel handelt es sich, Hanus?“

„Um wieviel? Dat is so ne Sache. Damals is der Jan Willem gekommen und hat gelagt, es handelt sich um vierhundert Märkerlich, um de gute Mutter Roland hat gedacht: dat kann den Kragen nich kosten. Se hat ihren juten ehrlich'n Nam' auf das Papierchen geschreiben...“

„Nur das Papier... nanoeit es sich um einen Wechsel?“ „Nawoll, um einen Wechsel. So wird woll dat Teubelzeug genannt. Und Mutter Roland'n hat also unterschrieben. Stand keine Summe auf dem Wechsel. Der Jan Willem hat ihr damals gelagt, dat er den Wechsel durch een, der es versteht, ausfüllen lassen will. Nawoll, dat hat er so gelagt. Un nu is der Wechsel gekommen. De jute Mutter Roland'n guat's an und denkt, der Schlag mußte se treffen. Wat neht da für en Betrag auf dat Teubelzeug? Fünftausend Mark. Fünftausend Mark. Herr Heyden! Dat is doch... Soviel Geld gibt es doch gar nicht. Dat hat keener in der ganzen Gegend.“

Willmar war bei der Nennung der Summe erschrocken. Fünftausend Mark.

Unwillkürlich überflog er sein kleines Vermögen. Es waren wohl noch etwa 1400 Mark.

„Gute Mutter Roland“, dachte er, „da haben sie deine Gutmütigkeit schwer ausgenutzt.“ Laut sprach er dann zu dem Schäfer: „Jetzt heißt es, die Ohren steif halten, Hanus. Wir vom Rolandshof lassen uns nicht bieten, daß man mit Mutter Roland so Schindluder treibt. Morgen übergeben wir die Sache dem Staatsanwalt!“

„Lieber Hanus Gesicht glitt es wie Freude.“

„Se mein, Herr Heyden, den Rolandshof, den... den fönn le nich antasten?“

„Nein! Ich vermute, hier steckt eine ganz hundsstötliche Schufterei dahinter. Man will Mutter Roland mit aller Gewalt um ihren Hof bringen. Im Guten ging es nicht, nun wird es im Schlechten versucht. Donner und Doria, die Burlichen sollen uns kennenlernen!“

Heydens Worte verletzten den Schäfer in Begeisterung. In seinem gutmütigen Männergesicht war mit einem Male alle Sorge gewichen.

Herr Heyden, ja, der würde es schon machen.

Der Braune war heute sehr gut auf den Beinen. Er legte den größten Teil des Weges in einem flotten Trab zurück, und bereits nach etwa anderthalb Stunden kam das kleine Heidedorf, zu dem auch der abseits liegende Rolandshof gehörte, in Sicht.

„Heut is in der Schänke Licht“, lagte Hanus und sah Heyden an.

„Selbst, heute am Donnerstag! Was ist denn in die Heidebauern gefahren?“

„Mir is dat klar, Herr Heyden.“

„Erklären Sie, Hanus. Ich begreife das nicht.“ Hanus räusperte sich und hub an: „Ich mein... es is en Festtag für die Bauern. Se denken doch, dat Mutter Roland'n is den Hof herabben muh. Dann fönn le für dat

Sündengeld verkaufen. Das ist es, Herr Heyden, das ist nicht anders.

Heyden hatte begriffen und ein heftiger Zorn besaß ihn. Er überlegte kurz, dachte an Spranger und wußte, das der ihm helfen würde. Heute noch wollte er an ihn schreiben und ihm alles schildern. Zunächst mußten einmal die fünftausend Mark beschafft werden, damit man nicht plötzlich auf den Rolandschhof Beschlagnahme legen konnte.

„Hanus!“ sagte er plötzlich zu dem Schäfer. „Wir wollen nach dem Wirtshaus fahren. Ich will einen Brief schreiben an einen guten Freund, der mir die fünftausend Mark vorstrecken wird. Ich will das Geld bei Gericht deponieren, damit man nicht an das Eigentum von Mutter Roland heran kann, bis der Staatsanwalt sein Wort gesprochen hat. Aber der Brief muß heute noch nach Uelzen.“

„Das besorge ich, Herr Heyden. Ich laß nach der Stadt. Nee, sagen Sie nichts dawider. Das macht mir nichts aus. Un es ist doch für unsere gute Mutter Roland'n. Der Braune, der hat heute schon schwer rangemüht, der muß in den Stall.“

Sie fuhren nach der Schänke. Als sie die Gaststube, einen niedrigen, kleinen Raum betraten, brach das laute Reden, das wüste Geschrei mit einem Male ab. Alle Augen wandten sich den beiden Neuankömmlingen zu.

Sie sahen, wie der alte Hanus steif und gravitätisch wie immer dem Gast der Mutter Roland folgte, und wie beide ruhig an dem großen runden Tisch Platz nahmen.

Heyden und Hanus grüßten. Die Bauern dankten verlegen.

Der Wirt, ein langer, hagerer Mann, der in seinem Ansehen eine große Lehnlichkeit mit dem Schäfer hatte, fragte nach ihren Wünschen.

Heyden bat um zwei Glas Bier und ersuchte den Wirt, als er das Verlangte gebracht hatte, um Papier und Feder.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe dem Wunsche, der vielleicht zum erstenmal in der Schänke geäußert wurde, entsprochen war. Schließlich brachte der Wirt aber das Schreibzeug.

Die Augen der ganzen Schänke ruhten auf Heyden, als er zu schreiben begann. Kurz schilderte Heyden dem Geheimrat, um was es sich handelte, und bat um rascheste Ueberlieferung des Betrages.

Als er den Brief fuertiert hatte, sagte er so laut zu dem Schäfer, daß es alle hörten: „So, mein lieber Hanus, ich bringe den Braunen allein in den Stall. Sie gehen nach Uelzen. Briefmarken werden Sie im Bahnhofrestaurant erhalten. Sie stecken den Brief in den Nachtschnellzug nach Berlin. 55 Pfennige müssen Sie drauflegen. Ich schätze, daß die fünftausend Mark spätestens übermorgen da sein werden.“

Die Bauern hörten diese Worte, und Stille wurde im Raum. Erschrocken sahen sie einander an.

„Den Brief an den Staatsanwalt schreibe ich morgen früh“, fuhr Heyden im gleichen Tone fort.

Da fuhren die Bauern zusammen und duckten sich. Heyden sah es. Hanus hatte recht, es handelte sich hier um ein richtiggehendes Komplott gegen Mutter Roland.

Staatsanwalt! hatte Herr Heyden vom Rolandschhof gelagt. Was meinte er damit? Das Wort war angsteinflößend.

Al. Hanus schon eine Weile fort war, wagte der Bauer Fintje vorsichtig eine Annäherung.

„Fünftausend Märkerch lassen Sie sich man schicken? Das ist bannig viel Geld. Da wollen Sie wohl in der Gegend watschen?“

Heyden sah dem Bauern in die Augen, in denen Angst flackerte und bemerkte ruhig: „Nein! Die 5000 Mark sind für den Wechsel, der Frau Roland präsentiert worden ist. Ich will ihn nicht bezahlen. Das Geld wird bei Gericht solange deponiert, bis der Staatsanwalt gesprochen hat. Ich übergebe morgen früh die ganze Angelegenheit dem Staatsanwalt. Van Willem soll sich in acht nehmen. Auf Wechsel fälschung steht ... Zuchthaus. Und wenn das Gericht nur auf Betrug erkennt, so sind ihm doch ... drei Jahre Gefängnis sicher.“

Diese Worte wirkten niederschmetternd. Fintje wurde blaß.

„Ja, ist es denn mit dem Wechsel nicht in Ordnung?“ „Nein! Mutter Roland hat gutgläubig ihren Namen auf den Wechsel gesetzt, weil ihr Van Willem sagte, es handele sich um 400 Mark, und dann füllt der Schuft ihn ... mit 5000 Mark aus.“

Fintje sah zu Boden und betrachtete intensiv seine schmutzigen Stiefel. „Das kann ich mir aber nicht denken!“

Der Jan Willem ist ein Ehrenmann, der hat sicher die Mutter Roland'n gelagt, um wieviel es sich handelt. Der Jan Willem hat nämlich ne Erfindung gemacht um ... und da hat er sich viel von versprochen. Es ist 'n neumodischer Pflug, ganz anders wie der andere. Und das hat er ausnutzen wollen mit dem Geld. Ich bin schon unterrichtet Nee, nee, er ist 'n Ehrenmann. Wenn die Mutter Roland'n so leichtsinnig ist und gibt ihm man die Unnerschrift, ticha, da wird sie eben bezahlen müssen.“

„Das steht auf einem andern Blatt. Das Geld ist da, wird da sein, und es wird bezahlt, wenn ... der Staatsanwalt nicht anders bestimmt. Eins aber merken Sie sich für alle Zeiten ... der Rolandschhof ist unverkäuflich. Der geht nie aus Mutter Rolands Besitz, und wenn sie ihn verkauft, dann nur an mich, und ich werde den Hof hochhalten, werde ihn gleich Mutter Roland nicht aus den Händen geben.“

Der Bauer Fintje, in dem es brodelt vor Zorn und Aerger, wagte gleich den andern Bauern kein Wort der Entgegnung.

Willmar zahlte und verließ das Wirtshaus. Der Braune hatte sich gerade in Trab gesetzt, als die mühsam zurückgehaltene Wut der Bauern sich löste.

Ein wüstes, wildes Schimpfen der Enttäuschten setzte ein.

Willmar stand am Krankenbett der Mutter Roland.

„Was machen Sie für Geschichten, Mutterchen? Werden krank, weil so ein Pimp Sie um den Hof bräuen will!“ Sie sah ihn angstvoll und vorlegen an.

„Wo soll ich das viele Geld hernehmen?“

„Darum machen Sie sich keine Sorge. Das Geld ... das bringe ich auf. Morgen vielleicht ist es schon da. Ich leihe es mir von einem guten Bekannten.“

„Nee, neel!“ jammerte sie. „Wie kann ich es Ihnen jemals wiedergeben?“

Er nahm ihre Hand und streichelte sie: „Darüber, Mutterchen, wollen wir jetzt nicht sprechen. Ich denke auch nicht daran, die Summe zu bezahlen, ich will sie nur einstweilen bei Gericht deponieren, damit eine Zwangsvollstreckung in den nächsten Wochen nicht erfolgen kann. Im übrigen werde ich diesen gemeinen Betrug beim Staatsanwalt anzeigen. Jan Willem wird keine Freude haben.“

„Das wird wohl geschehen. Ware Ihnen das nicht reaz, Mutter?“

Mutter Roland kämpfte mit sich. „Das ... hätt' er schon verdient, aber ... er hat ne Frau und fünf Kinderch. Das ist mir so bitter.“

Ernst antwortete Willmar: „Ich verstehe Sie, Mutter Roland. Sie liebe, gütige Frau! Es werden wenige sein, die in solchen Augenblicken an den lieben Nächsten denken, an den dritten, den Unbeteiligten, der in das Unglück mit hineingerissen würde. Mutter Roland, was wollen wir tun? Wenn Sie wollen, unterlasse ich die Anzeige.“

Ein Zug der Freude ging über das züchtige Altfräulein. Sie wollte freudig zustimmen, aber sie wagte es nicht.

„Das kann ich nicht annehmen. Sie wollen das Geld opfern und ... nein, das geht nicht.“

Räkelnd schüttelte er den Kopf. „Nein, Mutterchen, ich will nichts opfern. Im Gegenteil, jetzt müssen Sie opfern. Passen Sie auf: Sie versprechen mir, daß Sie niemals wieder für irgendeinen Menschen aufstehen, und daß Sie nie wieder etwas unterschreiben, was Sie mir nicht vorher gezeigt haben.“

„Das tue ich, gewiß mach ich's nicht wieder. Daß die Menschen so schlecht sein können, das will mir nie in mein armen Kopf.“

„Sie sind es nicht alle! Und zweitens: Sie müssen mir den Hof verschreiben, oder besser noch verkaufen. Die Ruknieszung des Hofes bleibt Ihnen bis an Ihr Lebensende. Ich trage eine Hypothek von 5000 Mark auf das Gut ein und verzinsle den Betrag meinem Freunde, bis ich in der Lage bin, ihn ganz abzulösen. Einverstanden, Mutterchen?“

„Ja, ja!“ nickte sie eifrig. „Mit allem bin ich's. Ja, nehmen Sie den Hof. In Ihre Hände lege ich ihn gern. Nun ... nun bin ich wieder gesund. Und morgen lassen wir alles gleich in Ordnung bringen.“

„Erholen Sie sich ordentlich von dem Schreck, Mutter Roland. Das kommt auf einen Tag nicht an. Und jetzt schlafen Sie recht gut und vergessen das Bittere, das Ihnen noch einmal bezaenen mußte. Gute Nacht!“

(Fortsetzung folgt)

Eine Begegnung.

Stimme von Oerd Land.

Sie trafen sich auf der taghell erleuchteten, abendlichen Weststadtstraße. In der nervösen Hast der ersten Minuten nach Schluß der großen Warenhäuser, in dem wogenden Getriebe einer geschäftigen Menschheit, die immer unveränderlichen Takt der Arbeit in ihren Weibern und Töchtern birgt, umschritt von gelben Autos und angefüllt der bombastischen, ihr grellbuntes Licht in den dunkeln Himmel schleudernden Leuchtreklamen, trafen sich ihre Blicke.

Die Frau war sehr jung. Ihre traumverfüllten Augen bargen jene geheimnisvolle Andacht, die man gemeinhin Anmut nennt. Unter dem jagen Rot ihrer Wangen erbleichte sie für den Bruchteil einer Sekunde, als sie den wichtigen, riesenhaften Mann plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, vor sich sah.

Wahrhaftig, sie wagte kaum zu fragen, woher er denn käme, er, den sie in seinem Palast in Miami im Staate Florida oder in seinem Cleveland Verwaltungsgelände glaubte, sie wagte kaum, die Augen zu ihm zu erheben. Aus einem unbestimmten Gefühl, das Angst sein mochte, vielleicht aber auch das Glück des Geborgenseins ... Und folgsam, wie etwa ein widerpenstig gewesenes Kindlein nun der besorgten Bonne wieder ganz gehorcht, legte sie ihr Köpfchen an seine Schulter und schmeigte ihren Arm in den seinen.

Sie gingen an den hohen Fronten mit den erleuchteten Schaufenstern vorbei, der wichtige, elegante Mann und die zierliche, schmalbürtige Frau.

Dann sprach der Mann. Als setzte er ein unbeeendetes Selbstgespräch fort, als gingen sie zeit ihres Lebens an jedem Abend durch diese Weststadtstraße. Nein, man merkte dem Klang seiner Stimme nicht an, wie glücklich er war, sie wieder gefunden zu haben, um deren Liebe er bangte. Nein, man sah es ihm nicht an, welch ungeheurer Erregung ihn befallen hatte, als er sie erblickte.

Er sagte dieser kleinen Frau, die ganz nah und dennoch fern von ihm neben ihm ging, der man ihr Temperament nicht ansah, die nur im grellen Licht der blendenden Scheinwerfer auf der Bühne der Reueitheater und Musikhallen geseiert und in ihrem Element war, er sagte ihr nicht, daß sie ja alles nur ihm zu verdanken habe und doch er es war, der ihr zu ihrem ersten grandiosen Erfolg verholfen hatte. Er fragte sie in dünnen Worten — und diese Frage war eine Forderung, warum sie ihn auf der Höhe ihres Erfolges verlassen habe, ihn, der auch heute noch fähig war, seiner Liebe zu ihr jedes Opfer zu bringen.

Sie schweig. In ihrem Hirn kreiste unaufhörlich der Gedanke an ihn, der eben jetzt auf sie wartete, nach dem sie sich sehnte, dessen ungestüme Jugend sie liebte.

Die Straßen wurden enger und dunkler, nur von dem funkelnden, trübigen Schein weniger gelber Kandelaberflammen erhellt. Von irgend woher zerfiel ein unsagbar trostloser, spitzer Schrei die unheimliche Stille. Sie gingen durch Parkanlagen, sie sahen Bäume ihre nackten, kahlen Äste in den Himmel recken.

Irgendwo hämmerte das erleuchtete Zifferblatt einer Uhr diesen beiden Menschen unbarmherzig die ständig schreitende Zeit in die Hirne. Der Mann wußte: eine Stunde gingen sie nun zusammen, ohne daß die Frau auch nur ein Wort gesprochen hätte. Er war der Beherrscher eines internationalen Verantwastungs, ihm gehörten in Europa und Amerika un-

zählige Vergnügungstätten, in denen die gehesten Menschen ihre Nerven entspannen oder figeln konnten: Lichtspielpaläste, Kabarets und Operntheater, Vergnügungspaläste und Varietés.

Ja, er war Gebieter über eine große Masse Mensch, geplagt und gehetzt, ständig auf Reisen, um seine Macht zu festigen und zu vergrößern. Er hatte wirklich keine Zeit für flüchtige Flirts, die sich jeder andere erlauben konnte. Und er war auf der Durchreise. Seine Sachen standen in der Halle des Hotels ... Eine Minute seiner kostbaren Zeit, nutzlos verbracht, konnte für ihn den Schaden von Millionen bedeuten, denn man durfte ja die Konkurrenz im Ergattern von Bomben-Attraktionen nicht zuvor kommen lassen. Aber war er eine ganze Stunde neben dieser kleinen Frau eingegegangen, die er — wie man so sagt — „gemanagt“ hatte, die sich aber seinem Willen entzog und der Konkurrenz verpflichtete, und all das, weil ein Junge in ihr Leben getreten war, ein Junge, hah ...

Und plötzlich — auf der nachtdunklen abseitigen Weststadtstraße — war er wieder der Herr, der befehlt und dessen Befehle strikt befolgt werden müssen. Er winkte eine Tare heran. Ohne die schmale, blaßgäugige Frau zu fragen, schob er sie vor sich ins Auto, nannte die Adresse des Hotels, stieg ein. Der Wagen fuhr ab.

Der Niese kimmerte sich gar nicht mehr um die kleine Frau, denn er wußte — wenigstens glaubte er zu wissen —, daß sie ihm nun nicht mehr enttrinnen konnte, weil er wieder von ihr Besitz ergriffen hatte. Das Auto hielt.

Sie stiegen aus. Der betretete Pförtner öffnete die Tür des Luxushotels. Beide wohnten hier. Sie gingen in die Halle hinein, und sie schmeigte ihren Arm in den seinen, lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter, denn so wollte er es immer haben. Das wußte sie wohl.

Aber dann plötzlich — ganz unvermittelt — geschah das, dessen Erwartung sie erzittern ließ und ihr schier die Besinnung raubte. Denn nun sah sie im Vestibül ihn, der hier auf sie wartete, ihn, den sie mit all ihren Sinnen, mit ihrer ganzen physischen Kraft liebte. Sie mußte sich entscheiden, schnell, sehr schnell sogar, denn noch hatte der Junge seinen mächtigen Nebenbuhler nicht gesehen.

Sie löste sich rasch von dem Arm des Niesen. Und als er sein Gesicht voll scheinbarer Sorglosigkeit ihr zuwandte — denn er war in Gedanken schon längst bei den Geschäften, die ihn im Konferenzsaal erwarteten —, sagte sie leise zu diesem Beherrscher von Millionen: „Verzeiß“, aber ich werde erwartet ...

Und ging, die große bewunderte Diba, als die man sie hier allgemein kannte, mit dem Jungen, zu dem es sie mit unwiderstehlicher Gewalt zog, hinaus in die Nacht.

Der Mann blieb. Um ganz ehrlich zu sein: er lagte etwas blöde. Dann stürzte er sich in seine Geschäfte. Er rannte mehr, als er ging, in den Konferenzsaal des Hotels, in dem die Aufsichtsräte großer Konzerne ihm Vorschläge zu großartigen Transaktionen unterbreiteten. Sie wunderten sich, diesen massigen, zielbewußten, energischen Mann zum ersten Mal zerstreut, ja, unsicher zu sehen, denn das Rädeln desjenigen, der etwas Unsagbares erlebt hatte, lag in seinen Zügen ...

Reichtum, der tötet.

Raubüberfall und Mord aus reiner Langeweile. — Die eigene literarische Abhandlung als Anklager. Von John S. Waters-Chicago.

Atlanta, die Hauptstadt des nordamerikanischen Staates Georgia. Nüchternes Stille liegt über den Straßen. An den Kreuzungen schwingen die Bogenlampen leicht im Wind.

Motorengebrumm dröhnt plötzlich von den Häuserreihen wider. Ein starker Kraftwagen jagt durch die Straßen. Schiffe peitschen auf. Glas zerplatzt. Bogenlampen erlöschen. Aus dem Wagen gelst das Lachen von zwei jungen Männern. „Gut getroffen!“ schreit der eine, und der Spieß verschwindet.

Einen Tag später. Willard Smith, Verkäufer in einem „Drugstore“, liegt während der geschäftlosen Zeit über den Ladentisch gebeugt und liest eine Kriminalgeschichte. Die Handlung ist spannend: „Eine Kugel pfiß an seinem Kopf vorbei. Er duckte sich. Ein neuer Anall. Scherben klirrten.“

Er stürzte vorwärts. Wieder flammte die Mündung einer Pistole ...

Willard Smiths Augen verschlangen den Text. Er achtet nicht auf einen Kraftwagen, der vor dem Laden hält. „Hände hoch!“ schreit eine Stimme. „Die Kasse!“ Smith fährt auf. Er starrt einer Pistole entgegen. Ein junger Mann steht vor ihm. Der Verkäufer will sich wehren. Ein Schuß kracht. Smith bricht über der Kriminalgeschichte zusammen. Der Mörder springt in den Kraftwagen. Mit heulendem Motor braust er davon.

Die Polizei findet den Toten. Sein Blut ist über die Seite der spannenden Kriminalerzählung geflossen, die er gerade las. Der Roman ist zur Wirklichkeit geworden.

Die Polizei findet die Spur des Mörders, des Bogenlampenverkäufers vom Tage vorher. Er heißt George Davis, ist